

Unverkäufliche Leseprobe aus:

**Didier van Cauwelaert**  
**Solange du mich liebst**

Alle Rechte vorbehalten. Die Verwendung von Text und Bildern, auch auszugsweise, ist ohne schriftliche Zustimmung des Verlags urheberrechtswidrig und strafbar. Dies gilt insbesondere für die Vervielfältigung, Übersetzung oder die Verwendung in elektronischen Systemen.

© S. Fischer Verlag GmbH, Frankfurt am Main

Ich habe mich in zwei Menschen auf einmal verliebt, eines Freitagmorgens in einem Shuttlebus der Air France. Sie ist blond und trägt ein schwarzes Kostüm, ihre Augen sind gerötet, sie wirkt angegriffen; unbetieilt und konzentriert zugleich klammert sie sich an den Haltegriff über ihr. Er ist winzig und trägt eine gelbe Brille mit dicken Gläsern, sein gegeltes Haar steht in Zipfeln hoch, und in der rechten Hand hält er einen MIG-29-Kampfjet. Mit der anderen Hand klammert er sich am Rock seiner Mutter fest, der bei jedem Stoß ein paar Millimeter weiter nach unten rutscht und nach und nach ihr hellblaues Höschen freilegt. Ihr ist offensichtlich nicht bewusst, welchen Anblick sie infolge des Gerüttels im Bus bietet. Ihr abwesender Blick schweift über die Köpfe der Geschäftsleute hinweg, die das Schauspiel des von ihrem Sohn hervorgerufenen Striptease ungeniert verfolgen.

Alles an ihr erscheint mir anziehend, ja geradezu umwerfend: ihr Haarknoten, der sich mit algenhafter Langsamkeit auflöst, die verwaschen blauen Augen, ihre von Tränen gezeichnete Schönheit, der Ehering, der an einer Kette zwischen Brüsten baumelt, die so tun, als wären sie gar nicht da, und dieser rührende Kontrast zwischen ihrer gefassten Würde und der von ihr unwissentlich ausgelösten Erregung. Und er, höchstens drei oder vier Jahre alt, der mit vorgestülpten Lippen die Triebwerke seines Spielzeugdüsenjägers brummen lässt und diese Aura hat, die man unter tausenden erkennt, die des hartnäckigen Träumers,

des kleinen Eigenbrötlers, der sich seine eigene Welt schafft, in die er andere gern hineinlocken möchte.

«Gestern haben wir mit Opi ein amerikanisches Kriegsschiff besichtigt», sagt er laut und landet die MIG 29 auf der Schulter einer ab und zu mit ihrem Handy telefonierenden Geschäftsfrau.

«Nur wenn uns Asahi Glass sein Acrylglas überläßt», erwidert sie und schnippt den Spielzeugjet weg.

«Ratatata!», antwortet die MIG und hebt wieder ab, Plastikflammengarben schießen aus den Geschützrohren.

Die Feindin dreht ihm den Rücken zu.

Der Kleine läßt nicht locker. «Es war so groß, dass ich sogar mit meinem Flugzeug darauf hätte landen können», erklärt er dem Buchhalter-Typen auf der Sitzbank gegenüber. «Ich würde also landen, und dann würde mich der Kapitän fragen . . .»

«Du störst die Leute, Raoul», mahnt ihn die Mutter in einem Ton so voller Verständnis und Bedauern, dass es mir die Kehle abschnürt.

Krebsrot im Gesicht protestiert der Buchhalter wie auf frischer Tat ertappt, reißt die Augen von dem nackten Bauch vor seiner Nase los und vertieft sich wieder in seine Zahlenkolonnen.

«. . . Der Kapitän würde also fragen: «Hallo, Raoul, hat dir der Krieg Spaß gemacht?»»

«Sag so etwas nicht, mein Schatz. Krieg ist scheußlich. So etwas ist kein Spaß.»

«Wozu ist er dann nütze?»

Ratlos sucht sie nach einer Antwort, und da fällt ihr mein Lächeln auf. Ich bin gerade auf dem Rückweg

von einer dreitägigen Präsentationskonferenz in Monte Carlo; das Plastikschildchen «*Hello! My name is Nicolas Rockel (France)*» habe ich vergessen vom Jackett abzunehmen, und ich sehe mit Schlips, Kragen und Handy genauso aus wie einer von den leitenden Angestellten hier im Bus. Allerdings wirke ich in dieser konventionellen Aufmachung eher verkleidet mit meinem Gesicht wie ein gestrandeter Wikinger, meinem nicht vorhandenen Haarschnitt und dem Sechstagebart: wenigstens hoffe ich, dass die Fassade durchschaubar ist, hinter der ich mich jedes Mal verberge, wenn ich die kalten Fische von mir überzeugen muss, die beauftragt sind, die Früchte meiner Tagträume zu testen, auf geeignete Zielgruppen auszurichten und in Gewinn bringende Produkte umzusetzen.

«Wozu ist der Krieg denn nütze?», hakt Raoul nach.

«Darf ich ihm antworten?»

Sie wirkt kaum überrascht, dass ich mich einmische, und signalisiert mit einem angedeuteten Achselzucken eher Resignation als Zustimmung. Ich wende mich also an den Jungen, als der Bus an der Gangway hält:

«Zu nichts, Raoul. Der Krieg ist zu gar nichts nütze. Und deshalb führen die Menschen ihn. Wenn sie in den Krieg ziehen, meinen sie allem zu entfliehen, was sie festhält: ihrer Arbeit, ihrer Familie . . .»

Sie mustert mich mit eisigem Blick, zieht den gebannt an meinen Lippen hängenden Jungen von mir weg und schubst ihn in Richtung auf die sich öffnenden Bustüren.

«Eine tolle Antwort», zischt sie mir zu. «Sein Vater ist gerade in Bosnien gefallen.»

Erschrocken schlucke ich den zweiten Teil meines Satzes hinunter. Gerade wollte ich Raoul enthüllen, dass sein Spielzeugdüsenjäger, der unter Maschinengewehrgeratter Plastikflammen ausspuckt, wenn man auf einen Knopf unter dem Rumpf drückt, meine Erfindung ist.

Ich kenne kaum eine unzutreffendere Redewendung als «von Amors Pfeil getroffen werden». Plötzliche Liebe trifft nicht wie eine Waffe, sie lässt etwas an die Oberfläche steigen. So wie seismische Erschütterungen manchmal aus einer längst vergessenen Spalte im Meeresboden eine Insel auftauchen lassen. Von meinem achtzehnten bis zu meinem dreißigsten Lebensjahr erlebte ich dreimal die wahre Leidenschaft: Einmal war es ein hoffnungsloses Scheitern, einmal ein Fehlgriff und das letzte Mal eine Tragödie. Seither bin ich ein Flaneur: heimliche Beziehungen, verliebte Freundschaften, und ein gelegentliches Wochenende in einer fremden Stadt. Wenn eine Frau von mehr träumt, lade ich sie zum Essen auf meinen Bauernhof ein, und Louissette besorgt den Rest. Louissette ist seit drei Generationen bei uns: Sie zog mich während der Reisen meiner Mutter auf, sie lehrte mich die Liebe, als ich fünfzehn war, und jetzt wacht sie, als gütiges Großmütterchen getarnt, über meinen Frieden und schlägt gnadenlos alle Heiratskandidatinnen in die Flucht, indem sie mir perverse Neigungen oder beträchtliche Schulden andichtet und notfalls nach dem

Dessert anbietet, ihnen das Treckerfahren beizubringen, damit sie wissen, was auf sie zukommt. Fünf- oder sechsmal glaubte ich der Frau meines Lebens begegnet zu sein und hoffte, sie würde den Test bestehen. Und immer ging Louissette als Siegerin daraus hervor. Ich machte mich also wieder auf die Suche und wartete, wachsam und zuversichtlich, auf die nächste Enttäuschung. Kurz: Ich war glücklich, weil es mir an nichts fehlte. Jedenfalls vermittelte ich diesen Eindruck. Und glaubte schließlich selbst daran.

Ich gehe an den First-Class-Reihen vorbei, wo sich auch mein Platz befindet, bis zur Economyclass und setze mich vor die große Blonde und ihren kleinen Sohn, mime erfreutes Erstaunen bei der «Entdeckung» meiner Sitznummer, aber sie hat bei meinem Näherkommen eine Zeitung aufgeschlagen – offensichtlich existiere ich nicht mehr. Macht nichts. Ich habe Zeit.

«Kapitän Borg und seine Besatzung», säuselt die Stewardess ins Mikrofon, «freuen sich, Sie an Bord unserer McDonald's – äh, Verzeihung – unserer McDonnell Douglas begrüßen zu dürfen», fügt sie mit unterdrücktem Glucksen hinzu.

Schadenfroh grinsend drehe ich mich zu Raoul um. Der bohrt sich genüsslich den Zeigefinger in die Schläfe und stupst seine Mutter mit dem Ellbogen an:

«Maman, sie hat McDonald's gesagt!»

«Sei still, Raoul.» Sie blättert um.

Er blickt enttäuscht zu mir auf. Ich drücke ihm mit einem fatalistischen Seufzer mein Beileid aus: Die Erwachsenen sind eben nicht immer auf der Höhe der

Ereignisse. Die Verlegenheit der Stewardess und der Lachanfall, in dem sie sich stumm schüttelt, während sie durch die Reihen geht und an den Schwimmwestenriemen zieht, hat nur zwei Zeugen: Raoul und mich. Die anderen wurden gebeten, ihre Handys vor dem Start auszuschalten, und schreien nun mit derselben Torschlusspanik hinein, mit der ein Raucher den letzten Zug vor dem Ausdrücken der Zigarette inhaliert.

Ich versuche mir das Drama auszumalen, das trotz seiner zungenfertigen Fröhlichkeit hinter diesem kleinen Waisenjungen liegt: die traurige Nachricht, der schwarze Anzug, die feuchten Küsse auf dem Friedhof und – in der Zukunft – der Stolz, mit dem er unter die Rubrik «Beruf des Vaters» in seinen Schulheften «verstorben» schreiben würde. Welche Art von Beziehung hat Raoul zu diesem früh verstorbenen Vater überhaupt entwickeln können? Ich habe zu lächeln aufgehört, daher beschreibt er mit seiner MIG einen Looping, um mich besser ins Schussfeld zu bekommen, und drückt auf den roten Knopf. Ratatatata! Ich presse meine Hand auf die Einschussstelle, ersticke einen Schrei, grimassiere wild, versuche mich aufzurichten und tue meinen letzten Schnaufer. Die Blonde lässt die Zeitung sinken.

«Ich hab ihn erwischt», erklärt Raoul.

«Schnall dich an», ermahnt sie ihn.

Mit einer höflichen Geste lehne ich das verpackte Erfrischungsgetränk ab, das mir ein konsternierter Steward reichen will, und widme mich dann weiter meinem Hinscheiden. Dabei stelle ich mir diesen Jun-

gen an meiner Stelle vor, wie er in den Truhen auf dem alten Heuboden stöbert und auf die Spielzeuge stößt, die mein Urgroßvater hergestellt hatte, bevor ich dieser Familienberufung, nachdem sie zwei Generationen übersprungen hatte, auf meine Weise nachkam. Im Stockwerk darunter, im immer noch jungfräulichen gelben Schlafzimmer, entkleide ich seine Mutter und zähme ihren Körper, ohne ihr den an der Kette zwischen ihren Brüsten tanzenden Ehering abzunehmen. Und noch während ich diese Bilder vor meinen Augen entstehen lasse, weiß ich, dass sie keine Fantasereien sind, sondern Vorahnungen.

Ich gelange als einer der Ersten in die Ankunftshalle in Orly, in der es zugeht wie beim Auszug aus Ägypten. Die Taxifahrer streiken, und sobald sich ein Passagier den Parkplatzkassen nähert, wird er von einer flehentlich bittenden Meute überfallen. Ich nehme den Walt-Disney-Seminar-Anstecker ab und lasse ihn in meine Jackentasche gleiten, während ich das knappe Dutzend Abholer mustere, die mit Schildern in der Hand auf Gruppen oder einzelne Personen warten. Ich entscheide mich für einen korrekt wirkenden Schnurrbärtigen, der den Ankommenden unruhig entgegensieht, hefte meinen Blick fest auf sein Schild mit der Aufschrift «Monsieur Caldotta» und gehe schnurstracks auf ihn zu. Sein Gesichtsausdruck belebt sich, er knöpft sein Hahnentritt-Jackett zu, drückt mir respektvoll die Hand, die ich ihm leutselig entgegenstrecke, und erkundigt sich, ob ich Gepäck habe. Ich nicke, bitte ihn jedoch, im Wagen auf mich



zu warten – schließlich könnte der echte Monsieur Caldotta in der Zwischenzeit auftauchen. Er verbeugt sich und teilt mir mit, es handle sich um einen dunkelblauen Mercedes S-Klasse. Ich nicke unbefangen. Offensichtlich bin ich jemand Wichtiges. Mag sein, dass sich meine Hochstapelei nicht lange aufrechterhalten lässt, aber ich habe keine Wahl: mein Triumph TR4, Baujahr 1963, den ich am Dienstagmorgen auf dem Flughafenparkplatz abgestellt habe, ist ein reiner Zweisitzer ohne Notsitz.

Mit hinter dem Rücken verschränkten Händen stelle ich mich vor das Gepäckband, auf dem meine Reisetasche bereits Karussell fährt. Die künftige Frau meines Lebens hat die MIG 29 konfisziert, damit ihr Sohn mich nicht weiter bombardiert. Als sie sich vorbeugt und nach ihrem ersten Koffer greift, bleibt mir genug Zeit, die Adresse auf dem Anhänger zu lesen: «I. Aymon d'Arboud; 11, place Jean-Jaurès; 75019 Paris». Fünf Minuten später schiebt sie, ohne mich eines weiteren Blickes zu würdigen, ihre beladene Gepäckkarre von dannen und schleppt Raoul am Kragen mit. Er hat sich ein letztes Mal umgedreht und mit zwei Fingern auf mich gezielt, aber ich war schneller. Am Arm seiner Mutter sank er in sich zusammen.

«Raoul! Hör auf damit!»

Sie erweckte ihn wieder zum Leben, indem sie ihm einen Lutscher hinhielt, er schmiss ihn wütend auf den Boden, die zu erwartende Ohrfeige blieb jedoch aus. Ich verfolgte ihr Verschwinden hinter den Schiebetüren mit einem inneren Jubel, wie ich ihn schon seit Jahren nicht verspürt hatte. Nach all den zeitlich

streng begrenzten Freuden, die mir, seit ich allein lebte, meine Unabhängigkeit sicherten, war mir nun, da ich mich ganz diesem selbst angestoßenen Schicksal überließ, als hätte ich meine Freiheit wieder gefunden. Keinen Augenblick lang kam mir der Gedanke, es sei eher ungeschickt, sich an eine junge Witwe heranzumachen, indem man auf ihren Sohn ballerte. Ich schenkte dem dynamischen jungen Geschäftsmann mit Hermès-Krawatte und Louis-Vuitton-Koffer, der wütend seinen Namen auf sämtlichen im Flughafen hochgehaltenen Schildern suchte, noch einen mitleidigen Blick und ging zum Ausgang.

I. steht hinter ihrem Gepäckwagen, auf dem sich zwei Koffer und drei Reisetaschen türmen, und betrachtet die von Barrieren kanalisierte fünfhundert Meter lange Menschengruppe bis zur verwaisten Taxi-Haltestelle. Irène? Isabelle? Inès? Groß ist die Auswahl nicht – allerdings war die Handschrift so schlecht, dass das I auch ein J sein könnte. Sie geht auf die Hundertschaft zu, die den Behindertenbus zu stürmen versucht, besinnt sich aber und kehrt zurück. Ihr bleibt nichts anderes übrig, als den Pendelbus Orlyval zum Bahnhof Antony zu nehmen, dann hat sie noch etwa zehn oder zwanzig Stationen bis nach Hause.

«Haben Sie keinen Wagen?»

«Genau», sagt Raoul. «Und du?»

Diesmal wende ich mich über ihn hinweg direkt an die blauen Augen, deren Lider von Verzweiflung und Schlaflosigkeit gerötet sind.

«Wenn Sie in Eile sind, nehme ich Sie gern mit.»

Ich zeige bescheiden auf den Mercedes mit den ge-

tönten Scheiben, der Fahrer öffnet gerade zeremoniös die hintere Tür.

«Bis du ein Sänger?», fragt Raoul eifrig.

Ich schüttle lächelnd und mit einem beruhigenden Blick zu seiner Mutter den Kopf. Er kraust die Stirn zu so angestrengtem Nachdenken, dass ihm die Brille auf die Nasenspitze rutscht. Was kann einer sonst sein, mit diesem sechs Meter langen Auto, wenn nicht Fußballspieler, Rockstar oder Märchenprinz?

«Wollen wir, Maman?»

Sie betrachtet mich mit einem harten, unbewegten Blick, innerlich noch schwankend, ob sie dieser Versuchung, die ihr alles erleichtern würde, nachgeben soll. Tränen treten ihr in die Augen. Sie ist mit ihren Nerven am Ende, erschöpft und traurig. Es wird monatelanger Geduld und Rücksichtnahme bedürfen, bis sie wieder die strahlende, beschwingte, lustige Frau wird, die ich trotz der bedrückenden Umstände erahne. Ich habe keine Eile. Schon jetzt bin ich davon überzeugt, dass ihr Herz bereits frei ist, dass sie Raouls Vater längst nicht mehr liebte. Was sie nicht erträgt, ist die Rolle, die ihr durch seinen tragischen Tod auferlegt ist, die Rolle der Trauernden. Die Beschränkung ihrer Freiheit, ihrer Entscheidungen, ihrer nur sich selbst verantwortlichen Unabhängigkeit – ich bin sicher, dass sie ihr Kind seit je allein aufgezogen hat. Jemand wie ich erkennt eine allein erziehende Mutter sofort, auch wenn sie einen Ehering trägt.

«In welche Richtung fahren Sie?», fragt sie und senkt den Blick.

Raoul hat sich schon in den Fond gestürzt. Ich er-